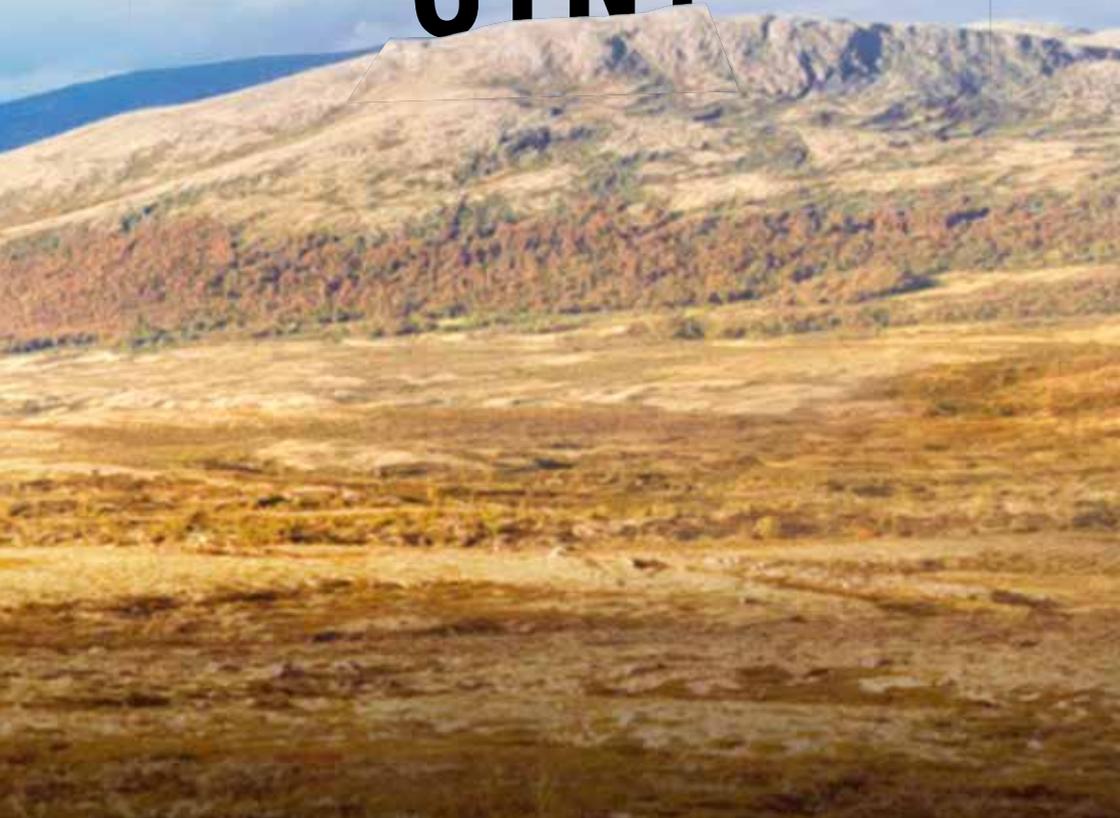


Schauspiel von
Deborah Kötting

NACH PEER GYNT



NACH PEER GYNT

Schauspiel von Deborah Kötting unter Nutzung von Motiven Henrik Ibsens
Auftragswerk des Theaters Koblenz

Ingrid	Esther Hilsemer Svea Schiedung
Wirtin Kari	Cynthia Thurat Hendrika de Kramer
Emma Farlig	Theresa Dittmar Sophia Walther
N.N.	Wolfram Boelzle Martin Vogel
Solveig	Raphaela Crossey Anastasiia Starodubova
Marianne Hagstad	Jana Gwosdek Annika Schaper
Dirk Hagstad	Marcel Hoffmann Stephan Siegfried
Mads	Jona Mues Tizian Steffen
Aslak	Reinhard Riecke Dietmar Bertram
Knopfgießer	Lukas Winterberger Maurice Voß
Inszenierung	Markus Dietze
Bühne	Bodo Demelius
Kostüme	Bernhard Hülfenhaus
Puppenbau	Ulrike Langenbein, Verena Waldmüller
Video	Georg Lendorff
Musik	Ralf Schurbohm
Dramaturgie	John von Düffel
Licht	Michael Reif
Ton	Jonas Krumme
Regieassistenz und Abendspilleitung	Marie-Theres Schmidt
Inspizienz	Thomas Gruber
Soufflage	Andreas Klinge
Puppencoaching	Franziska Rattay
Theaterpädagogik	Anne Riecke, Anna Zimmer

Technischer Direktor Johannes Kessler • Produktions- und Werkstattleiter Sebastian Auer
Leiter des Bühnenbetriebs Thomas Kurz • Assistenzassistentin Teresa Müller
Bühneninspektor Thomas Wagner • Bühnenmeister:in Markus Bollinger, Andrea Leib
Leitung der Requisite N.N. • Leiter der Tontechnik Arne von Schilling • Leiter des
Malsaals Bastian Helbach • Leiterin der Kostümabteilung Carolin Quirmbach • Kostüm-
assistenz Claus Doubeck, Leonie Heeke, Antje Schnier • Gewandmeister Damen Maik
Stüven Gewandmeisterin Herren Anke Bumiller • Chefmaskenbildnerin Manuela Adebahr
Maske Christine Hege, Sylvia Mohr, Yvonne Strubich, Tanja Sussman • Ankleiderinnen
Oxana Blau, Simone Busch, Sara Cobanoğlu, Soraya Sidi Adda

Uraufführung 18. Mai 2024, Großes Haus

Dauer der Vorstellung: ca. 2 Stunden 35 Minuten

Pause nach 70 Minuten

Wir machen darauf aufmerksam, dass Ton- und/oder Bildaufnahmen unserer Aufführungen durch jede Art elektronischer Geräte strikt untersagt sind. Zuwiderhandlungen sind nach dem Urheberrechtsgesetz strafbar. Bitte stellen Sie Ihr Mobiltelefon vollständig aus.



Svea Schiedung, Esther Hilsemer

INHALTSANGABE

Peer Gynt ist weg und kommt nicht wieder. Ingrid, die Braut, die er dem Bräutigam Mads Mön vorm Altar weggeschnappt hat, sitzt seit Tagen verlassen in einer Kneipe. Solveig sitzt seit Jahren, Jahrzehnten auf einer Bank am Wegrand und wartet auf seine Rückkehr. Das Leben, das Peer ihnen versprochen hat, erfüllt sich für keine von beiden. Ähnlich ergeht es Ingrids Eltern, den Hagstads. Sie hatten nicht nur gehofft, ihre Tochter unter die Haube zu bringen, sie wollten auch ihr Erspartes vermehren und haben es einem dubiosen Anlageberater anvertraut und vermuten ihn in einem Unbekannten, der sein Gedächtnis verloren hat. Desgleichen träumt Aslak, der von allen „der Schmied“ genannt wird, obwohl er keiner ist, vom großen Los und einem Leben auf der Gewinnerseite, wird aber mit Broschüren und Coaching-Sprüchen abgespeist. Sie alle erhoffen sich mehr und sind doch nach Peer schlechter dran. In gewisser Weise wollen sie betrogen werden und sind empfänglich für große Versprechungen, die sich als notorisch falsch herausstellen. Und vielleicht ist es das, was die Welt nach Peer Gynt ausmacht: die Persistenz des Peer-Prinzips.

Also sammeln sich die Verlierer in und um die örtliche Kneipe und suchen bei der Wirtin Kari ihren Trost, die ihrerseits von der Vergangenheit eingeholt wird: von ihrer Verflorenen Emma Farlig, die inzwischen Politikerin und Populistin ist, eine Art weiblicher Peer Gynt. Sie weiß als einzige das Peer-Prinzip für sich zu nutzen und die Enttäuschten und vom Leben Abgehängten hinter sich zu scharen. – Deborah Kötting hat in ihrem Stück für Markus Dietze und das Ensemble des Theaters Koblenz eine Welt der Verlierer und Lügen entworfen, deren Umlaufbahn unserer Gegenwart erstaunlich nahekommmt.

Deborah Kötting arbeitete einige Jahre in der freien Theaterszene im Bereich Bühnenbild und studierte anschließend Szenisches Schreiben an der Berliner Universität der Künste.

Ihre schriftstellerischen sowie ihre ausstatterischen Arbeiten waren unter anderem am Theater Koblenz, am Theater Oberhausen, an der Berliner Oper, im Theater im Delphi, sowie im Dock4 Kassel und am Staatstheater Braunschweig zu sehen.

DAS PEER-PRINZIP IN UNS ALLEN

DIE AUTORIN DEBORAH KÖTTING IM GESPRÄCH MIT JOHN VON DÜFFEL ÜBER DIE ARBEIT AN IHREM STÜCK „NACH PEER GYNT“

John von Duffel: Mit Markus Dietze und seinem Ensemble verbindet dich eine langjährige Zusammenarbeit. Du warst Hausautorin am Theater Koblenz und hast in der Zeit den Text für die sehr erfolgreiche Uraufführung „Das 20. Jahrhundert in Kartons“ geschrieben. Anschließend hast du als Autorin und Dramaturgin an den Produktionen „Hamlet“ und „Maria Stuart“ mitgewirkt und viel Zeit im Großen Haus zugebracht, aus dem das Theater und sein Publikum jetzt erstmal ausziehen müssen. Was ging dir als Erstes durch den Kopf, als Markus Dietze dir vorgeschlagen hat, als letzte Premiere vor der Sanierung im Großen Haus „Peer Gynt“ von Henrik Ibsen zu überschreiben?

Deborah Köttling: Ich habe mich gefreut und gedacht, ok, das kann ich machen. Es ist ähnlich, wie wenn Markus gefragt hätte: „Du, könntest du dir vorstellen, einmal zu Fuß von Berlin aus nach Koblenz zu kommen und uns dann hier zu erzählen, was du so gesehen hast auf dem Weg?“ Dann bleiben für mich vor allem die Fragen: Habe ich alles, was ich brauche? Was brauche ich nicht? Wo gehe ich lang? Und an Markus die Fragen: Wann soll ich denn dann da sein und wie lange soll ich erzählen? Und: Gibt es bestimmte Sehenswürdigkeiten auf der Strecke, die ich nicht auslassen soll? Und dann geht man los. Anders kann man das, glaub ich, nicht machen.

Bei einem so viel gespielten Stück wie „Peer Gynt“ fragt man ja nicht, ob, sondern wie oft hast du's schon gesehen? Gibt es Bilder, Eindrücke vergangener Theaterbesuche, die dir in Erinnerung geblieben sind? Und musstest du sie für die Arbeit an deinem Stück aktiv vergessen?

„Peer Gynt“ von Ibsen als Inszenierung hatte ich zweimal gesehen. Ich habe mich während des Schreibens an „Nach Peer Gynt“ zwar vor allem mit dem Text von Ibsen beschäftigt, erinnere mich aber an eine Inszenierung, die sich ganz um den Titelhelden drehte und auch den verkörpernden Schauspieler besonders in Szene zu setzen suchte. Das anzugucken war, als würde man einen Wrestlingkampf anschauen, bei dem ein übermächtiger Peer Gynt szenisch alles wegklatst, was sich ihm in den Weg stellt, gleichzeitig weiß man aber auch von Anfang an, wie es ausgeht. Da liegen dann zum Ende hin nur ausgeknockte Geschichten und Figuren auf der Bühne und der Peer-Schauspieler steht im Nebel mit Licht und allem, was das Technikpult so kann, und sagt sinngemäß so etwas wie: „Misti, ich weiß immer noch nicht, wer ich bin, ich muss weiter, ich brauche mehr.“ Eigentlich ist Peer also wie ein Vampir. Als Vampir habe ich ihn noch nicht inszeniert gesehen. „Vampeer – Das Musical“ könnte man vielleicht schon

noch machen. Und als Showdown sehen wir Peer Gynt und Solveig, wie sie im grellen Bühnenlicht zusammen zu Staub zerfallen. Also ich mache jetzt Scherze. Aber das ist die Haltung, die man haben kann, wenn man sich mit Klassikern beschäftigt. Man muss dem offen begegnen und den Stoff neu verhandeln. Ich habe Peer ausgelassen. Im Grunde ist der Verzicht auf die titelgebende Figur auch wieder eine Hommage an Ibsen: Manche Motive und Themen eines Stücks werden dadurch sogar stärker.

Peer Gynt ist in Ibsens Stück ein Mann mit der Lizenz zum Lügen und Erfinden, dem wir durch die Stationen seines wilden, wechselvollen Lebens folgen und der überall Verheerungen hinterlässt. Ein Prototyp toxischer Männlichkeit, würde man heute sagen. Du hast ihn im Vorgespräch als „männliches Desaster“ bezeichnet. Was macht diese leibhaftige „desaster-area“ aus?

Hab ich das so gesagt? Klingt hart, aber vielleicht ist da was dran. Bei Ibsen ordnet sich alles Peers Fortkommen unter. Er bleibt an Orten und bei Personen nur so lange, wie sie ihm nützen. Denn was Ibsens Peer Gynt trotz seiner Phantastik, seiner Weltumreisung, seinem Aufweichungs-spiel von Realität und Fiktion nicht macht, ist, etwas über das Gefüge zu erzählen, in dem wir uns alle befinden, welches das gegenseitige Vertrauen als Klebstoff braucht und welches durch diese Aufweichung und den Vertrauensbruch ins Wanken gerät. Er hinterlässt ein Desaster nach dem anderen und damit Wut und Rachege-lüste, Trauer, aber zum Beispiel auch Faszination. Und an dem Punkt setzt „Nach Peer Gynt“ an. Ich wollte nicht eine Heldenreise erzählen, sondern einen Mikrokosmos von Geschichten, die einen gemeinsamen Reibungspunkt haben. Alle handelnden Personen sind diesem Peer und oder seinem Prinzip in irgendeiner Weise begegnet.

Die Figuren in deinem Stück sind die Übriggebliebenen, Verlassenen, Ramponierten – und doch hat jede Figur auf ihre Weise weiterhin ein Verhältnis zu Peer Gynt: eine eigene Art der Verführbarkeit, der Verletzung, der Unverbesserlichkeit. Manchmal fragt man sich fast, ist das immer derselbe Mann, von dem sie reden oder gibt es verschiedene Peers oder Peer-Bilder? Und wer kommt dem Verschwundenen am nächsten?

So desaströs Peer Gynt auch durch die Welt wadet, er hat ebenso viele Facetten und er wird durch seinen Weggang zu mehr als einer Person. Er wird zu einem Prinzip und er wird von denen, die ihm begegnet sind, weitergedacht und mit verschiedenen Bedeutungen und Projektionen

aufgeladen. Es ging also mehr um die Begegnung und den Umgang mit den Peer-Reflexionen, die sich auch in den Figuren finden. Manche verfluchen ihn, andere eifern ihm nach, manche sind dabei erfolgreich, manche nicht. Andere haben ihn vermutlich nie getroffen, suchen ihre Identität aber ebenso verzweifelt wie er. Wer ihm dabei am nächsten kommt, kann ich nicht sagen. Alle, auf ihre eigene Weise?

Du hattest auch mal die Idee einer Petra Gynt? Was ist daraus geworden?

Für mich geht es eher um das Prinzip und das Peer-Panoptikum und nicht darum, ob es eine männliche oder eine weibliche Hauptfigur ist. Nur auf den eigenen Vorteil bedacht zu sein, ist eine Lebensmaxime oder Charaktereigenschaft, die alle Menschen sich zu eigen machen können. Sicher gibt es gesellschaftlich einen Unterschied in unserer Wahrnehmung, je nachdem, ob sich eine männliche oder eine weibliche Person so verhält, wie Peer es tut, von daher wäre eine Petra Gynt nicht uninteressant. Mir ging es aber nicht um diejenigen, die das Prinzip verkörpern und sich zunutze machen, sondern eben um die Verhältnisse, die sie hinterlassen.

Die Welt, die du uns mit deinem Stück eröffnest, ist erstmal eine Welt der Verlierer. Ein kleinstädtischer Ort der Loser und Nichtweggekommenen. Dem entgegen steht das „Peer-Prinzip“, das Erfolg verspricht – runtergebrochen auf fadenscheinige Broschürentexte. Es gibt kaum eine Autorin, die so gut das Lustige im Trostlosen und das Trostlose im Lustigen aufsuchen kann wie du. Und anders als bei vielen anderen Schreibenden spürt man bei dir immer eine große Nähe zu diesen scheiternden Existenzen. Oder musstest du lange Wege gehen, um zu deinem „Peersonal“ zu kommen?

Nur einmal zu Fuß von Berlin bis nach Koblenz und zurück. Für mich sind sie keine Verlierer:innen oder Loser, und ich finde es auch komisch, irgendwen so zu bezeichnen. Alles steht nebeneinander, und für mich ist die Frage nur, was interessant ist. Ich finde Held:innengeschichten zum Beispiel auch faszinierend, Virtuosität begeistert mich, aber interessant für mein Schreiben finde ich sie nicht unbedingt. Da will ich lieber wissen, warum jemand nicht vom Fleck kommt und ob das überhaupt etwas Schlechtes ist. Ob jemand ein Loser ist oder nicht, kommt ja immer auch darauf an, welche Parameter man ansetzt. Immanuel Kant hat Königsberg zum Beispiel nie in seinem Leben verlassen. Was das Reisen oder Wegkommen angeht, wäre er also ein ziemlicher Loser.

Apropos Orte. Du hast Schauplätze gewählt, die wiederum nahbar sind: Karis Kneipe mit dem wunderbar schrägen Namen „Krumme Kurve“, das heimische Bett der Hagstads, die Bank, auf der Solveig wartet, der Mini-golfplatz ... Alles scheinbar vertraut und wiedererkennbar. Welche Rolle spielt das Thema „Heimat“?



Sophia Walther, Theresa Dittmar



Jana Gwosdek, Annika Schaper

Es könnte sein, dass diese Orte so nahbar sind, weil es sehr spezifische Orte sind, denen man vielleicht auf dem Weg ins Theater oder anderswo in der Stadt begegnen könnte. Es sind Orte des Wartens, des Übergangs und der Kontemplation. Manche werden sie mit Heimat verbinden, andere nicht, doch können sie vielleicht auch universell ein Gefühl geben von einem Ort, von dem manche kommen, manche weg wollen und manche nicht wegkommen werden, Orte, an denen es Zeit braucht, bis man sich von ihnen lösen kann. Es gibt richtig viele Stücke, die auf Landsitzen spielen, aber wer hat heute schon noch einen Landsitz? Aber ein Bett haben die meisten, eine Bank steht immer irgendwo und nicht selten wohnt darauf wer, eine Kneipe findet man in den meisten Gegenden, wenn man sie braucht, und sicher gibt es irgendwo einen Bus, der ins „Zentrum“ fährt, und wer kennt nicht diesen einen Minigolfplatz, an dem er oder sie noch nie war.

Die magisch-phantastische Ebene der Ibsenschen Trollwelten, der Märchen und Geschichten findet sich in deinem Text so nicht wieder. Im Inszenierungskonzept von Markus Dietze gibt es allerdings die Ebene der Puppen, die etwas Fremdes, Phantastisches erzeugt dadurch, dass jede deiner Figuren eine Art Doppelgänger und eigentlich sogar Triple-Gänger bekommt: eine Puppe, die ihr gleicht, und eine Puppenspielerin als alter ego. Inwieweit hat die Identitätsthematik, die Abspaltung und das Phantastische für dich im Schreiben eine Rolle gespielt?

Was die Identitätsthematik angeht (Achtung Spoiler), gibt es im Stück eine Figur, N.N., die ihr Gedächtnis verloren hat. Sie weiß nicht, wer sie ist, und wird mit den Zuschreibungen der Anderen konfrontiert, wer sie sein könnte, ohne sagen zu können, ob diese sich mit ihrer eigenen Identitätswahrnehmung, Erinnerung oder sogar der Wahrheit decken. Sie kann auf der Suche nach sich und der eigenen Identität diese Zuschreibungen nur akzeptieren oder ablehnen, ohne sie mit eigenen Erinnerungen abgleichen zu können. Ist N.N. nun sehr frei und kann sich neu erfinden oder eher komplett verloren? Ich denke, das ist vielleicht dieselbe Frage, die sich auch bei Ibsens Peer Gynt stellt, nur aus einer anderen Perspektive.

Am Anfang des Stückes scheinen die Figuren noch unter einem gewissen Peer-Schock zu stehen oder gar an einer Post-Peerschen-Belastungsstörung zu leiden. Mit seinem Verschwinden müssen sie erstmal klarkommen und reagieren sozusagen auf das, was war. Erst nach und nach werden einige von ihnen aktiv, richten den Blick nach vorn. Und mit Emma Farlig taucht dann zum ersten Mal eine Art Gegenspielerin auf, die das Heft des Handelns in die Hand nimmt, eine Politikerin, die mit Kari, der Wirtin, eine Beziehung und wilde Protestvergangenheit hatte, aber jetzt als rechte Hardlinerin auftritt und dabei sehr medienwirksam mit Eiern beworfen wird. Eine Frau, die sich das Peer-Prinzip zu eigen gemacht hat?

Alle Figuren tragen das Peer-Prinzip, auf den eigenen Vorteil bedacht zu sein, in sich, genauso wie wir alle im echten Leben auch. Die Frage ist, wie weit ist man bereit zu gehen?

Einer der ersten, einprägsamsten Sätze bei Ibsen lautet, „Peer, du lügst!“ – Das Motiv der Lüge hast du aufgegriffen und weitergesponnen bis in unsere Gegenwart, am deutlichsten im Gespräch mit Emma Farlig, wenn es heißt: „Eine gekonnte Lüge?“ – „Eine strategisch ungenaue Darstellung.“ Da sind wir ja mitten in der Diskussion über AfD-Rhetorik, rechte Selbstinszenierungsstrategien und mediale Manipulation. Wie sehr wird das Stück zum Ende hin politisch?

Manipulation, Populismus, Opportunismus sind zentrale Themen. Sich damit auseinanderzusetzen und sich dazu ins Verhältnis zu setzen, ist politisch. So politisch, wie es wahrscheinlich immer schon war. Ich finde es sehr bedrohlich, dass die Mittel, mit denen versucht wird, Desinformation zu verbreiten, immer rabiater und perfider werden. Manchen scheint wirklich jedes Mittel recht zu sein, wenn sich daraus Profit schlagen lässt. Nicht nur politisch, sondern auch direkt finanziell, weil es Klicks generiert. In einer Demokratie ist es aber wichtig, dass es für alle niederschwellig möglich ist, sich über die Welt und ihren Zustand zu informieren und dabei auf verlässliche Informationen zu treffen. Bewusst eingesetzte Falschmeldungen zu enttarnen, ist aber nicht immer so leicht und braucht auch Zeit. Das erzeugt Misstrauen und Skepsis und Frust, was es erschweren kann, aktuellen gesellschaftlichen Diskursen offen und unvoreingenommen zu begegnen, da man zurückbleibt mit der Frage: Was ist denn jetzt wahr?

Dein Text legt unsere Peer-Anfälligkeit offen, will aber keine Peer-Austreibung oder Anti-PG-Agitation sein, wie es scheint. Es gibt keine einfache Botschaft. Aber die Haltungsfrage stellst du schon, oder? Nach dem Motto: Wie hältst du's mit dem Peer-Prinzip?

Ja, das ist zum Beispiel eine Frage, über die man sich nach dem Stück austauschen könnte.

Mein Gefühl nach dem Lesen von „Nach Peer Gynt“ war, dass es kein Zurück zu Peer mehr gibt. Es ist so eine eigene Welt und so ein eigenes Stück geworden, dass es nicht nur für sich steht, sondern dass sich die Rückkehr zu Peer erübrigt und auch das fleißige Studium des Originals. Hast du Peer Gynt für immer hinter dir gelassen?

Naja, wie gesagt, „Vampeer – Das Musical“ steht noch aus, vielleicht müsste das aber jemand anderes schreiben. Ich lasse eigentlich nichts ganz hinter mir, ich habe ja auch viel Zeit verbracht mit dem Ibsen.

Meine Arbeit an dem Stück ist aber abgeschlossen und ich freue mich nun darauf, dass der Text auf der Bühne zum Leben erweckt wird. Mein persönliches „Nach Peer Gynt“ wird erst so richtig einsetzen, wenn ich die Premiere gesehen habe, weil der Text dann erst dort angekommen ist, wo er hin sollte. Das, was ich gerade schreibe, hat aber nichts mit Peer Gynt zu tun. Aber vielleicht fahre ich mal nach Norwegen.

PS zum Peer Prinzip

Studien zeigen, dass Menschen selbst dann, wenn ihnen vorher gesagt wird, dass sie in einem Experiment in 50 Prozent der Fälle belogen werden, hinterher noch daran glauben, dass das meiste Gesagte doch die Wahrheit war. Bis Lügen aufgedeckt werden, dauert es daher eine Weile.



www.welt.de

Dunkle Triade: Warum radikal rücksichtslose Menschen weiter kommen.





Der folgende Text ist ein Auszug aus einem Romanfragment mit dem Titel „Bis hierhin erstmal, danke“. Darin geht es um die Geschichten, die sich in und um die sagenumwobene Eckkneipe „Die Schenke zum traurigen Hund“ zutragen. Die gut informierte Erzählstimme beobachtet und sinniert darin über die dort ansässigen Stammgäste und jene, die sich zufällig an diesen Ort verirren.

DIE GESCHICHTE VON TISCH NUMMER 7

DEBORAH KÖTTING

„So. Das ist sie!“, sagt die Sandra und steht mit breit geöffneten Armen mittendrin in der „Schenke zum traurigen Hund“. „Wer?“, fragt irgendeiner aus der Ecke, den ich jetzt auch nicht kenne. „Nicht wer! Was! Das hier!“, sagt die Sandra und zeigt auf ihre Hose. Die Hose ist eine Arbeitshose, eine, wie sie zum Beispiel die Fliesenleger:innen tragen, in Grau mit blauen Paspeln, auch Rennstreifen genannt, nicht zu verwechseln mit Bremsstreifen, wie man die Missgeschicke in Unterhosen nennt. Jedenfalls ist so eine Arbeitshose gemeint. Das Modell, was die Sandra da jetzt trägt, ist das in Weiß mit den blauen Paspeln an der Zollstocktasche, weil sie ja Malerin ist, ist klar. Die gleiche Hose gibt es auch in Schwarz mit roter Paspel oder gelber Paspel oder blauer Paspel, das haben oft Elektriker. Aber es gibt die auch in Rot mit gelber Paspel. Das ist etwas ungewöhnlicher, aber auch auffällig. Solche haben die zwei Elektriker von Elektro Horn, weil der Willi Horn als Logo eben ein Horn hat. Es sieht ähnlich aus wie ein Posthorn, aber auch ein bisschen wie ein gelbes Croissant mit einem Blitz darüber. Logisch. Damals, 1987, zwei Jahre, nachdem der Willi den Meisterbrief in der Tasche hatte, hat er sich sofort den Ralf geschnappt, der hat das Logo gezeichnet, und seitdem ist das Horn überall auf allem von Elektro Horn vorn drauf, und die Pullis und die Hosen sind Rot mit Gelb. Der Ralf war dann übrigens sogar noch auf der Kunsthochschule und hat sogar den Abschluss gemacht, aber das Logo, was er für den Willi gemacht hat, blieb wohl seine beste Arbeit, und deswegen ist da nicht viel aus dem Ralf geworden. Aber hier, hier ist der Ralf berühmt für sein Horn. Und auch die Farben kennt jeder. Elektriker in Rot-Gelb: schnell wie der Blitz? Willi Horn! Manchmal, wenn man abends in den traurigen Hund geht, dann sieht es hier wie bunt verkleidet aus, wenn alle in ihren bunt paspelierten Arbeitssachen kommen, man könnte dann meinen, es gibt schon wieder eine Fußballweltmeisterschaft. Jetzt ist aber nicht WM oder so, jetzt ist ein ungerades Jahr und ganz normaler



Maximal 3 Übernachtungen
an der Theke hintereinander



Spätsommer, und es ist fast nach sieben, und da steht die Sandra mittendrin im traurigen Hund in ihrer weißen, blau paspelierten Hose und ruft aus: „Das hier ist schon mal die Letzte!“

Und keiner versteht, was das jetzt heißen soll, aber wenn jemand hier ein bisschen Aufmerksamkeit will, dann soll sie die bekommen, auch wenn es nur um eine Arbeitshose geht. So taten ihr dann auch alle den Gefallen und riefen so etwas wie: „Schön. Schön, Sandra!“ und „Schickes Teil“. Und dann sogar noch rein ins Fachmännische: „Praktisch, dort mit der Seitentasche für den Zollstock!“ Und einer kann es dann immer nicht ganz so gut, traut sich aber trotzdem laut zu sein und setzt dann einen Kalauer drauf wie: „Und guck mal, hat sogar zwei Beine.“

Tütti, die wie Esch eigentlich auch fast immer hier ist und auf dem gleichen Platz neben der Garderobe sitzt, hat daraufhin gerufen: „Das ist doch dieselbe Hose, die du immer hast, Schätzchen, nur in Neu, was seid ihr denn da jetzt alle so aus dem Häuschen?!“ Inspektor Tütti, da entgeht ihr einfach nichts, was sich auf dem Fashion- und Modesektor frei bewegt. „Stimmt! Punkt für dich!“, ruft die Sandra. „Das ist dieselbe, wie ich sie auch vorher hatte, aber...“

Schon recht, nickt Tütti das ab, und die Sandra baut sich jetzt auf, holt groß Anlauf mit dem Atem, pathetisch, aufgeladen, den Rätsel-lösenden Konsonanten auf der Zunge liegend, presst sie: „Aber das hier, das hier ist und wird die Letzte sein! Also, das wird sie gewesen sein, dann später, aber das ist sie auch schon mal, jetzt hier, wie ihr sie seht!“ Keiner hat das verstanden. Hast du das jetzt verstanden? Ich hab das nicht verstanden. Keiner hat das verstanden. Doppeltes Plusquamperfekt im Konjunktiv: Wer wäre da nicht raus gewesen?

„Was isndesschowieder für ne Idee?“, babert der Esch in die Stille hinein. Wäre der traurige Hund eine Big Band mit Instrumenten, der Esch wäre die Tuba – nur, damit du's weißt. „Meine letzte Arbeitshose! Ich habe mir ausgerechnet, dass eine Arbeitshose bei mir so etwa drei Jahre hält. Dann brauche ich eine neue. Also habe ich fünfzehn Stück gekauft, die waren sogar billiger im Pack, also 45 Jahre im Voraus, und das hier ist schon mal die Letzte. Die kommt dann jetzt wieder in den Schrank, bis es so weit ist. Und das Zwanzigerpäckchen arbeite ich jetzt langsam ab, bis zur Rente“, soliert die Sandra ihm drauf zu. Ja, vorausschauend muss man sein, wenn man nicht irgendwann im kalten Meer der Arbeitswelt verloren gehen will und kein Land mehr sieht. Und die Sandra hatte sich da jetzt schon mal quasi eine Strickleine aus Arbeitshosen bis ans Land geknotet. Mental auch. Und überzeugt war sie, dass sie nur das allerbeste Garn genommen hatte. „Diesmal ist die wirklich feuerfest“, sagt sie und drückt eine Zigarette darauf aus. Für die Meisten im traurigen Hund war das eher egal, was für ne Hose Sandra trug. Hauptsache, sie trug überhaupt eine,

denn die Sandra war so eine, die auch gern übertreibt mit der Lustigkeit, wenn sie ein bisschen angeheitert ist. Deswegen musste die Viti sie auch schon mal rausschmeißen, als sie es mal wieder übertrieben hatte. Und die Viti, die schmeißt nicht oft einen Stammgast raus, und eine Stammgästin schon eh nicht. Den Zorn der Viti an den Hals zu kriegen, das kennen das Ordnungsamt und die Schnösel auch, aber die Anderen, die werden hier nur ganz sanft und freundlich an der Kehle mit Kohlensäure gekrault. Ja, genau. Aber die Sandra ist hier einmal achtkantig vor die Tür gesetzt worden. Dabei wollte sie damals dem Esch ja nur beweisen, dass ihre neue Arbeitshose feuerfest ist. Das war exakt die Hose, die sie hatte, vor der, in der sie jetzt dasteht und sagt, es sei die Letzte. Ach, dann ist das ja nach der Arbeitshosenzeit-Rechnung auch schon wieder drei Jahre her. Na ja, aber es trug sich ja so zu, dass der Esch ja Physiker ist, und da hat er das der Sandra nicht geglaubt, dass eine Hose „feuerfest“ ist, „das geht nicht“, hat er gesagt und sie damit aufgezogen. Die Sandra war aber überzeugt und hat also daraufhin prompt die Hose ausgezogen, ein Glück war es Winter und sie hatte noch was darunter, sie hat also die Arbeitshose ausgezogen, sie auf Tisch Nummer 7 geknallt und click click click angezündet. So zum Beweis.

Die Hose war natürlich nur ein Billig-Import und natürlich überhaupt nicht feuerfest, ergo hat sie sofort gebrannt wie Zunder. Also nein, nicht ganz, erst zündete es nicht wirklich, und die Sandra hatte schon erhaben darüber gegrinst, dann gab es aber plötzlich eine Stichflamme hoch hinaus, sodass das Lampenschirmchen von Tisch 7 Feuer fing. Na klar, normal. Wie das Leben eben auch: Erst funkt es nicht so richtig an, dann brennt's plötzlich lichterloh. Der Tisch ist heute noch verkohlt und hat so eine Brandflecken-Maserung, und Tisch 7 hat eben kein Schirmchen mehr. Alle waren aber froh, denn es hätte ja noch schlimmer kommen können, denn nur Wirtin Viti sei Dank ist es bei einem abgefackelten Lampenschirmchen geblieben. Die Viti war nämlich blitzschnell hinter der Theke hervorgeprescht, war zum Esch rüber, hat ihm das halbvolle Bier aus der Hand gerissen und über das Feuer drüber geschüttet. Dann hat die Viti, selber wutentbrannt, die biernasse verkohlte Hose gepackt und die Sandra gleich mit an den Ohren rausgezogen vor die Tür und ihr hinterher geschrien, sie soll sich jetzt endlich mal zusammenpacken, ausschlafen und wiederkommen, wenn sie sich beruhigt hat.

Das stimmt, damals war die Sandra wirklich überhaupt nicht beisammen, und zwar wahrscheinlich deswegen nicht, weil das mit dem Jörg so schwierig gewesen war. Es hat halt eben nicht geklappt. Man weiß ja oft nicht, wieso es manchmal nicht klappt, aber auch hier klappte es nicht. Schon wieder ein Jörg, und schon wieder hat es nicht geklappt. Das ist ja ganz normales Pech in der Liebe, und ich würde es zumindest in dem Sinne positiv sehen, dass die Sandra ja jetzt weiß, was sie besser meiden sollte, die Jörgs nämlich, mit denen klappt es nämlich nicht. Aber genau weiß man es nicht, ob das



Martin Vogel, Wolfram Boelzle



Dietmar Bertram, Reinhard Riecke

nun der Grund für die Angespanntheit von der Sandra war. Also hat die Viti die Sandra jedenfalls an dem Abend vor die Tür gestellt, und als die Viti wieder reinkam, war sie für ihre Verhältnisse doch echt angefasst, und als sie wieder hinter die Theke ist und alle schauen sie so an, da sagt sie: „Ja, was soll ich machen? Das geht so ja nicht weiter mit der, aber die kann ja wiederkommen“ und zuppelt sich das Shirt hinten über dem Arsch zurecht und spült die Gläser zu Ende. Keiner sagt da was, weil die Viti da schon Recht mit hatte. Und alle widmen sich wieder ihren Bieren. Nur der Esch guckt sie noch fragend an: so wie, als wollte er ein neues Bier und auch so wie für umsonst. Ja, so kann der Esch gucken, und so guckt der häufig: Unschuldig guckt er von unten herauf und gleichzeitig fordernd, wenn der Esch nicht so viel trinken würde, er hätte sicher eine steile Karriere in der Baubranche gemacht oder beim internationalen Fußballverband, weil so, wie der Esch jetzt guckt, da kann ihm niemand nix ausschlagen. Da muss man Stein sein, dass man da jetzt nicht auf ihn hereinfällt. Der Esch guckt also mit dem unschuldigen, fordernden Blick, weil er noch ein Bier für umme will, seines war ja gerade bei der Rettung draufgegangen, und er könne da ja, also ER könne ja schließlich wirklich NIX dafür, für das alles, da müsse man ihn schon verstehen, er könne weder was dafür, dass die Hose brannte, noch dafür, dass sie gelöscht werden musste. So guckt der Esch die Viti an. Die Wahrheit ist natürlich ein bisschen von beidem, denn natürlich hat die Sandra letztendlich die Hose angezündet, und natürlich hat der Esch da aber vorher auch um die Sandra herum provoziert. Weil der Esch immer ein bisschen gelangweilt ist und Aktion will. Und die Sandra geht da schnell an die Decke und das weiß der Esch auch. Deswegen war da schon ein bisschen Absicht und Berechnung mit im Spiel. Trotzdem guckt der Esch da jetzt die Viti an wie das Osterlamm. Und die Viti? Die guckt nur zurück. Verzieht keine Miene. Viel ausgebuffter ist die, die braucht sich da nicht groß aufzubauen, dem Esch jetzt hier 'nen Kranich falten oder was, die Viti guckt einfach so, wie die immer guckt, nämlich mit dem Blick, der hier den ganzen Laden zusammenhält. Der Blick der Tigermama, der Blick, der die Fressfeinde fernhält, so wie zum Beispiel das Ordnungsamt. Manchmal geht hier nämlich für Sekunden die Tür auf und schnappt aber ganz schnell wieder zu, noch bevor man richtig hingucken konnte und ohne dass jemand hereinkommt. Dann weiß der geneigte Kneipengänger: Das war jetzt wieder ein Versuch vom Ordnungsamt, hier das Rauchen abzumahnern, aber die Viti hat das Revier blitzschnell verteidigt. Nur mit diesem Blick. Und genau mit diesem Blick zwingt sie jetzt auch den Esch und dem seine Spendier-mir-Laune in Sekunden nieder. Dem Esch wird klar, dass er jetzt kein Bier umsonst bekommt. Ganz klein sagt der Esch dann, nachdem er sich leise räuspert: „Ja, ich nähme dann gerne auch noch eins“ und greift in sein Sakko, zieht seinen Deckel raus und schiebt ihn ganz langsam und reuevoll über die Theke, wie ein kleiner Junge, der jetzt sein schlechtes Halbjahreszeugnis von der Mama abzeichnen lassen muss. Viti schaut auf den Deckel, der eh schon aussieht wie ein Zebra, sieht den Esch an. Dann

nimmt sie in aller Ruhe von hinten aus dem Schrank ein Pilsglas, bürstet es tunkend ein, zwei, drei Mal über die Saugnapfschrubberbürste, sieht den Esch dabei immer noch starr an. 5000 Jahre Granit und Stein, die Viti. Wenn die Viti nicht hier als Wirtin beschäftigt wäre, sie würde vielleicht als griechische Insel arbeiten. Kein Zwinkern, kein Zwinkern, auf beiden Seiten. Ein ganz leises Zittern beim Esch, nicht mehr als ein Windhauch, der durch alte Herrenwimpern streift, Advantage Viti. Diese, wie immer Konzentration pur, führt das Glas zum Zapfhahn und zapft an. Es gibt eine bestimmte Gattung der Präzision, bei der sich Leichtigkeit und Konzentration in der Schwerelosigkeit die Hand geben, die einen ganzen Saal zum Schweigen und zum Luftanhalten bringen kann, wenn man das Glück hat, dem beiwohnen zu dürfen. Langsam läuft das Bier nun aus dem Hahn. Das kleine Schäumchen knistert. Und keiner wagt sich, etwas zu sagen. Alle halten den Atem an. Absolute Stille in der Schenke zum traurigen Hund.

Das erste Mal hört man, dass der Fernseher ja gar nicht ganz auf stumm geschaltet, sondern nur leise gedreht ist. In die Stille hinein kippt die Viti den Zapfhebel zurück und stellt das halbvoll gezapfte Pils kurz auf der Schwämmchenbank ab. Jeder weiß: Es muss jetzt kurz ruhen, bevor die Krone draufkommt. Der Ball liegt am 7-Meter-Punkt. Es herrscht Stille im Stadion. High Noon des Bieres.

Die Viti verzieht keine Miene. Sie ist schlau und geschmeidig wie eine Katze und ein Luchs, und eine Eule ist sie auch, an der geht nix vorbei. Daher kommt ja auch ihr Spitzname: Viti, den hat sie beim Handball bekommen. Ja, wer wüsste besser Bescheid über die Viti und ihre Grazie und Schnelligkeit als ihre Mädels von der TSG Künze! Das war eine Zeit, Mensch Viti. Ist aber schon was her, aber damals war hier jeden Samstagabend der traurige Hund voll mit den Mädels von der TSG, alle schon so um die 45, also im besten Alter, und es gab bei jedem Sieg eine Sause, das war was! Denn die ganzen Mädels zogen ja immer mindestens ebenso viele Herren in den traurigen Hund. Und da die Damenmannschaft von der TSG schon immer ligatechnisch besser war als die Herrenmannschaft, hatten die ja immer die beste Spielzeit, Samstag, später Nachmittag. Die Mädels von der TSG Künze haben Viti ihren Spitznamen aber nicht selbst gegeben, sondern das war damals die Ülle vom SV Zwietracht Immerblau gewesen, dem Erzrivalen der Mädels von der TSG Künze. Weil die Viti in einer Saison echt mal fast gar kein Tor kassiert hat, hat die Ülle von der Zwietracht mal gesagt: „Das ist ja, als hätten sie eine Schrankwand ins Tor geschoben, da kannst du werfen, wie du willst.“ Und als dann in der Rückrunde die Viti einmal nicht spielen konnte, da hat die Tine von der Zwietracht zur Kathi von der Künze gesagt: „Wo habt ihr denn eure Kneipen-Vitrine gelassen, die ihr sonst immer vors Tor schiebt.“ Und so kam das mit dem Namen „Viti.“ Denn so war das immer schon, an der Viti kam keiner so leicht vorbei, nicht nur beim Handball als Torwartin, auch sonst so vom Charme her gesehen.





Aber wieder zurück zu dem Bier. Das hat jetzt ja lange genug da geruht. Also, das Bier wartet noch auf seine Krone, und der Esch glotzt jetzt das halbvolle Bier an. Alle glotzen das Bier an. Die Viti glotzt den Esch an, der Esch glotzt zurück, dann glotzt der Esch wieder das Bier an. Der Esch schluckt, halb aus Angst, halb aus Durst. Die Viti nimmt das Glas wieder in die Hand, verzieht keine Miene, macht alles quasi wie blind, auf den Punkt, wie immer, und dann ... setzt sie eine Krone aus Schaum auf, wie aus einem Guss, die kein Architekt, kein Statiker schöner hätte auftürmen können! Und schließlich streift sie den Glasboden am Schwämmchen ab und stellt das schönste Bier, das der traurige Hund jemals gesehen hat, dem Esch auf den Deckel. Der Esch guckt immer noch wie eben und seine Augen glubschen raus, wobei die Augen vom Esch immer ein bisschen nass rausglubschen, aber jetzt sind sie mittlerweile sicher fast ausgetrocknet und kleben drin in seinen Augenhöhlen, so lange wie der jetzt schon nicht mehr geblinzelt hat. Aber jetzt funkelt das in aller Augen: Da steht das Pils, nackt steht es da. Der Esch macht schon so eine kleine Zuckung, als ob er das greifen wollte, aber steckt die Hand gleich wieder zurück, als er sieht, wie die Viti nochmal nach hinten ausholt. Oh nein, jetzt haut sie ihn um. Jetzt zieht sie ihm eins über. Lach da mal nicht, da haben viele schon mal dran gedacht, denn der Esch ist so einer, der ist mit jedem schon mal aneinander geraten, der kriegt immer mal wieder eine ab, ist dem aber natürlich jedes Mal egal. Aber die Viti greift nur ins Regal, nimmt einen von diesen kleinen Papierkränzen heraus und legt den um das Glas, genau so, wie man einem die Hand versöhnlich auf eine Schulter legt, und macht dann dem Esch einen Strich auf sein Zeugnis, also auf seinen Deckel. Puh, gerade nochmal gut gegangen. Und da springt jetzt die Erleichterung aus dem Esch heraus, als er das Bier in der Hand hat:

„Auf unsere Viti, die uns vor dem Tode durch Verbrennung gerettet hat.“

Alle heben die Gläser und nicken das ab. Und der Esch baut sich aber auf und macht weiter: „Ich bin froh, durch mein Bier einen Teil zur Rettung des traurigen Hundes beigesteuert zu haben!“ Er kann es nicht lassen. Oh, das war ein Schritt zu weit, Esch. Und die Viti zögert kurz, aber sie ist ja immer noch ganz die Tigermama, und man muss seinen Zöglingen ja auch verzeihen, also nickt sie wohlwollend, ein kurzer erzieherischer Blick genügt da jetzt auch, dann greift sie mit der einen Hand nach unten, während sie mit der anderen Hand nach oben greift, man sieht die Spitzentorhüterin manchmal noch aufblitzen und zaubert aus dieser pirouettengleichen Bewegung voll Eleganz und Routine sich selbst ein Schnäpschen hervor, sagt „zum Wohl“ und kippt es runter und alle kippen ihren Schluck Bier runter und alles ist wieder gut und das Gemurmel kann wieder beginnen. Alles wieder gediegen. Wer es bis hierher noch nicht gewusst hat, in einer guten Kneipe herrscht das Matriarchat. Anders geht es nicht.



Ensemble



Text- und Bildnachweise:

Alle Texte sind Originalbeiträge der jeweiligen Autor:innen.

Titelbild: Bühnenbildentwurf von Bodo Demelius



Spielzeit 2023/2024

Intendant: Markus Dietze (V.i.S.d.P.)

Redaktion: John von Düffel, Juliane Wulfgramm

Fotos: Matthias Baus (von der Hauptprobe am 14. Mai 2024)

Am Ende trägt uns der Wind davon.
Und alles zersetzt sich langsam.
Auch die Lügen, die hier erzählt werden.
Und mit dem Menschen geht dann auch die Lüge wieder von der Erde.

